



CHRISTOPHER
ROSS

Der
Ring
der
McCallums

Weltbild

Christopher Ross

Der Ring der McCallums

Roman

Weltbild

Der Autor

Christopher Ross schreibt romantische Abenteuer mit Spannung und Gefühl. Durch Bestseller wie »Das Geheimnis der Wölfe« wurde er einem großen Publikum bekannt. Auf zahlreichen Reisen und während längerer Aufenthalte in den USA und Kanada, aber auch in Schottland entdeckte er seine Vorliebe für diese Länder, die bevorzugten Schauplätze seiner erfolgreichen Romane.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Verlag Carl Ueberreuter, Wien
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Christopher Ross vertreten durch die Agentur Lianne Kolf, München.
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto; istockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-279-7

Prolog

»Und diese Rose ist für Sie«, sagte der junge Mann lächelnd. Er zog eine der langstieligen roten Rosen aus der Blumenvase und reichte sie ihr feierlich. »Hätten Sie vielleicht Lust, heute Abend mit mir essen zu gehen, Katie?«

Ihr Kunde, ein langjähriger Nachbar, war nicht der Einzige, der auf diese Weise mit ihr anzubandeln versuchte. Erst vor wenigen Minuten hatte ihr ein Mann aus Dunblane einen ganzen Strauß roter Rosen geschenkt.

»Tut mir leid«, erwiderte Katie fröhlich, »aber ich bin dem stolzen Highlander versprochen, von dem ich schon als kleines Mädchen geträumt habe. Einem unerschrockenen Kämpfer mit langen Haaren und breiten Schultern, der mich im Sattel seines weißen Pferdes auf seine Burg entführt.«

Während sie die übertriebenen Worte formulierte, ließ ein amüsiertes Lächeln ihre Augen erstrahlen, sodass ihrem Verehrer gar nichts anderes übrig blieb, als zu bezahlen und einen geordneten Rückzug anzutreten.

»Irgendwann werden Sie mein Flehen erhören«, sagte er, als er zur Tür ging, »da bin ich ganz sicher. Oder ich muss mir ein weißes Pferd besorgen.«

Katie wartete, bis der junge Mann, der gar nicht einmal schlecht aussah, in sein Auto gestiegen und davongefahren war, und stellte die Rose in die Vase zurück. Sie war den Männern nicht böse, dass sie es versuchten. Viel schlimmer wäre es gewesen, wenn alle achtlos an ihr vorübergegangen wären. Die Rosenkavaliere konnten schließlich nicht wissen, dass sie alles andere als Männer im Sinn hatte.

Seitdem ihr Vater vor einigen Jahren an einem Herzinfarkt gestorben war, lebte sie wieder im Haus ihrer Eltern. Sie hatte es nicht übers Herz gebracht, ihre Mutter zu verlassen und nach Edinburgh zu ziehen. Ohne sie wäre der Laden längst an die Bank zurückgefallen. Mit ihrem neuen Job als Fremdenführerin, den sie vor einigen Tagen angenommen hatte, würde noch mehr Geld in die Kasse fließen. In zwei Jahren, so hoffte sie, wäre der Kredit abbezahlt, dann konnte sie endlich daran denken, eine eigene Wohnung zu mieten.

»Bist du schon auf, Mom?«, rief sie nach oben. Der Blumenladen lag im Untergeschoss eines zweistöckigen Cottage. »Ich bin spät dran. Heute ist mein erster Tag in Dunblane Cathedral. Ich darf auf keinen Fall zu spät kommen.«

»Ich bin schon unterwegs, Katie.«

Nachdenklich blickte Katie auf die dicken Geschichtsbücher, die neben dem Bestellbuch auf dem Verkaufstresen lagen. Drei Wochen hatte sie für ihren neuen Job als Fremdenführerin gepaukt. Es gab nichts Peinlicheres für einen Tour Guide, als eine Frage nicht beantworten zu können. Sogar das lange Kleid, das sie tragen würde, hatte sie nach historischen Vorlagen geschneidert.

Sie blickte in den Spiegel neben dem Wandschrank und überprüfte ihr Aussehen. Das honigblonde Haar, das sie wie im Mittelalter üblich zu einem Kranz geflochten hatte, das

zurückhaltende Make-up, das ihrem Gesicht mit den leicht hervorstehenden Wangenknochen ein frisches Aussehen gab. Ihre Verehrer schwärmten von ihrer natürlichen Schönheit, ein Kompliment, über das sie immer lachen musste, denn sie hatte eigentlich ständig etwas an sich auszusetzen: Mal fand sie ihre Nase zu gebogen und mal ihre Lippen zu voll.

Hübsch war sie, aber schön? Einer hatte sie sogar einmal mit der verstorbenen Lady Di verglichen. Vor einigen Jahrhunderten hätten die Mitglieder ihres Clans den Mann für eine solche Bemerkung geköpft. Die Engländer waren ihnen verhasst gewesen, besonders die Angehörigen des Königshauses.

»Mom? Bist du so weit?«

»Ich komme, Katie!«

Ihre Mutter kam die Treppe herunter, eine schlanke Frau in den späten Vierzigern, die versuchte, den Kummer in ihrem Gesicht mit zu viel Make-up zu übertünchen. Auch an diesem Morgen hatte sie wieder geweint. Sie war über den Tod ihres Mannes noch längst nicht hinweg und hätte ohne die Hilfe ihrer Tochter den Halt verloren. Nur Katie war es zu verdanken, dass sie nicht dem Alkohol verfallen war oder sonst eine Dummheit begangen hatte. Die Hilfe eines Psychologen hatte sie abgelehnt.

»Einen Kaffee, Mom?«

»Nein, geh du nur. Ich komme zurecht.«

Katie griff nach der Plastiktüte mit ihrem Kostüm und küsste ihre Mutter auf die Wange. »Zum Abendessen bin ich wieder hier.« Sie verließ den Laden und stieg auf ihr Fahrrad. Während sie mit der baumelnden Tüte am Lenker über den Gladstone Square radelte, blickte sie noch einmal zurück, so wie sie es als Kind immer getan hatte, wenn sie zur Schule gefahren war. Wie oft hatte ihre Mutter ihr nachgerufen, sie solle nicht herumtrödeln und gut auf sich aufpassen. Sie waren eine glückliche Familie gewesen. Erst der plötzliche Tod ihres Vaters hatte dem Glück ein grausames Ende bereitet. Auch sie musste manchmal weinen, wenn sie an seine strahlenden blauen Augen dachte.

Das Unglück schien in ihrer Familie zu liegen. Sie hatte die Geschichte ihres Clans in einer alten Chronik nachgelesen und zu ihrer Verwunderung herausgefunden, dass kaum eine Ehe ihrer Vorfahren von Bestand gewesen war. Die Liebe war erkaltet, sie waren an Krankheiten gestorben oder von den Engländern ermordet worden. Man schrieb das Unglück einem alten keltischen Ring zu, den einer der Clanchef im vierzehnten Jahrhundert getragen hatte. Ein englischer Ritter hatte ihm in der Schlacht von Bannockburn die Hand abgeschlagen, und seitdem war der Ring verschollen. Das Liebesglück würde erst zu den McCallums zurückkehren, wenn der Ring wieder auftauchte, so hieß es.

Katie schenkte solchen Legenden wenig Glauben. Immerhin hatte es auch McCallums gegeben, die eine glückliche und erfüllte Ehe geführt hatten. Und sie würde sich durch solche alten Geschichten nicht abschrecken lassen. Noch hatte sie keinen festen Freund, und an eine Verlobung oder Heirat hatte sie überhaupt noch niemals gedacht, aber das lag weniger an der unheilvollen Legende als daran, dass sie vielleicht etwas zu wählerisch

war und sich nur mit einem Mann zufriedengeben wollte, den sie mit jeder Faser ihres Herzens liebte. Bisher war der Highlander aus ihren Träumen nicht aufgetaucht und sie würde auch nicht nach ihm suchen. Liebe musste geschehen, sie wie ein Naturereignis überraschen, wie ein heller Lichtblitz vom Himmel fallen. Ein Mann musste ihre Seele berühren.

Sie winkte ihrer Mutter zu und bog in den schmalen Asphaltweg nach Dunblane ein. Während sie über die Felder fuhr, atmete sie die würzige Morgenluft ein. Sie hatte das Gefühl, einen ganz besonderen Tag zu erleben, nicht nur wegen ihres neuen Jobs. Irgendetwas an diesem Morgen war anders. Die jahrhundertealte Kathedrale, die am Ufer des Allan Waters emporragte, wirkte noch geheimnisvoller, das Heidekraut auf den fernen Berghängen leuchtete so intensiv in der schwachen Morgensonne, dass es zu brennen schien, und der einsame Bussard, der über dem Moor im Osten seine Kreise zog, ließ sich für einen Augenblick in ihre Richtung treiben und schien ihr etwas zurufen zu wollen. Über dem River Teith türmten sich bedrohliche Wolken, und wabernder Nebel stieg aus den Wiesen um die strohbedeckten Cottages empor.

Bis nach Dunblane waren es nur ein paar Minuten. Sie fuhr in die Stadt hinein und stellte ihr Fahrrad neben dem Andenkenladen ab. Obwohl sie unter Zeitdruck war, kam sie nicht umhin, an der mächtigen Kathedrale emporzublicken. Von außen vermittelte das hoch aufragende Gotteshaus einen zwiespältigen Eindruck. Der normannische Turm, dessen unterer Teil wesentlich älter als der obere war, hätte eher zu einer mittelalterlichen Burg gepasst und wirkte neben der gotischen Kirche mit ihren gebogenen Fenstern und dem steilen Giebeldach wie ein architektonischer Fremdkörper. Das lag daran, dass die Kathedrale aus einer einfachen Steinkirche hervorgegangen war, die man um sechshundert nach Christus gebaut und im Laufe der folgenden Jahrhunderte immer wieder verändert und durch etliche Anbauten ergänzt hatte.

Nachdem sie sich im Pfarrhaus angemeldet und ihre Tunika mit dem Namensschild angezogen hatte, trat sie vor den Haupteingang, wo die erste Besuchergruppe bereits auf sie wartete. Ungefähr zwanzig Touristen waren aus einem modernen Reisebus gestiegen und standen unschlüssig vor dem Kirchenportal mit den schweren Doppeltüren. »Einen wunderschönen guten Morgen«, begrüßte sie die Wartenden, »ich bin Katie McCallum vom Clan der McCallums und habe heute das Vergnügen, Sie durch unsere Kathedrale zu führen. Sie fragen sich vielleicht, wie eine Frau zu dieser Ehre kommt, und die einzige Erklärung ist, dass wir uns trotz meiner historischen Kleidung im einundzwanzigsten Jahrhundert befinden.« Sie hatte sich diesen Scherz schon vor einigen Tagen zurechtgelegt und lächelte zufrieden, als sie merkte, wie gut er bei den Besuchern ankam.

»Unser Clan lebte eigentlich weiter westlich am Loch Linnhe, aber da wir den schottischen Königen immer treu ergeben waren, kamen wir im frühen vierzehnten Jahrhundert in diese Gegend, um an der legendären Schlacht von Bannockburn gegen die Engländer teilzunehmen. Vielleicht haben einige von Ihnen schon Stirling Castle besucht und erfahren, wie tapfer unsere schottischen Vorfahren damals um ihre Unabhängigkeit

kämpften. Diese Kathedrale stand zu der Zeit schon. Sie bemerken sicher, dass sich die Architektur des Turms deutlich von der eigentlichen Kirche unterscheidet ...« Katie hatte ihren Text während der vergangenen Abende auswendig gelernt und war oft genug in der Kathedrale gewesen, um keinen Fehler zu machen. »Und nun lassen Sie uns in die Kirche gehen. Ich möchte Sie daran erinnern, dass wir ein Gotteshaus betreten. Bitte sprechen Sie leise und so wenig wie möglich, um die Betenden nicht zu stören. Ihre Fragen beantworte ich gerne, wenn wir die Kirche wieder verlassen haben. Folgen Sie mir bitte!«

Katie öffnete einen Flügel der Tür und ließ die Besucher an sich vorbeiziehen. Mit einem professionellen Lächeln, das sie sich bereits als junges Mädchen im Blumenladen ihrer Eltern antrainiert hatte, begrüßte sie jeden Einzelnen. Der Letzte in der Reihe war ein lässig gekleideter Mann mit rotblonden Haaren und einer so herzlichen Ausstrahlung, dass sie für einen Augenblick den Faden verlor. Ihr »Herzlich willkommen« kam heiser und beinahe flüsternd über ihre Lippen. An dem Mann war irgendetwas, was sie verwirrte. Vielleicht seine blauen Augen, die von innen heraus zu strahlen schienen, die winzigen Grübchen neben seinen Mundwinkeln oder das leichte Zucken seines Mundes, als er für einen Moment stehen blieb, ihr Namensschild betrachtete und ihr zuflüsterte: »Lady Catherine, Sie sind wunderschön!«

»Catherine?«, erwiderte sie amüsiert. »Gegen so einen altmodischen Namen hätte ich mich sogar im Mittelalter gewehrt. Wie kommen Sie darauf?«

Er ging nicht auf ihre Frage ein, sondern antwortete lediglich: »Im Mittelalter hätten Sie einem Mann wohl kaum widersprechen dürfen, teuerste Lady.«

Bevor sie etwas erwidern konnte, war er bereits in die Kirche getreten, und sie beeilte sich, der Gruppe zu folgen. Sie blickte zum Altar empor, bekreuzigte sich und ließ die Ehrfurcht gebietende Atmosphäre des historischen Gotteshauses auf sich wirken, bevor sie mit der Führung fortfuhr. Zwei Bankreihen aus schottischer Eiche säumten das von gotischen Steinbögen überwölbte Kirchenschiff. Zu beiden Seiten flankierten hohe Säulengänge mit bunten Fenstern und geschnitzten Heiligenfiguren den Kirchenraum. Eine hölzerne Trennwand mit den Figuren von Moses, David, Jesaja und Jeremia verdeckte den Blick auf den Altar und den Chorraum. Im Mittelalter hatten die hohen Würdenträger abseits der gewöhnlichen Gemeinde zu Gott gebetet.

Katie fand es beinahe verwerflich, in einer solchen Umgebung an etwas anderes als Gott zu denken, doch ihr Blick schweifte immer wieder zu dem verwirrenden Besucher. Er schien sich besonders für den Steinblock mit dem keltischen Kreuz zu interessieren und drehte sich lächelnd zu ihr um, als er ihre Nähe spürte. »Eine wunderschöne Arbeit, nicht wahr?«, sagte er leise. »Was bedeuten die eingemeißelten Tiere auf der Rückseite?«

Sie hatte den Eindruck, dass er nur mit ihr ins Gespräch kommen wollte, und errötete leicht. »Das weiß niemand so genau. Der Reiter auf dem Pferd muss ein Ritter sein, und das kleine Tier daneben halten die meisten Wissenschaftler für einen Wolf. Was die beiden Tiere mit den verschlungenen Beinen bedeuten, kann niemand sagen. Der Stein stammt aus dem neunten Jahrhundert und ist keltischen Ursprungs. Interessieren Sie sich für die Kelten?«

»Nicht besonders«, gab er mit einem entwaffnenden Lächeln zu. »Wenn ich ehrlich bin, wollte ich Sie nur in ein Gespräch verwickeln und ... nun ja, es mag ein bisschen abgedroschen klingen, aber ich würde Sie gern einladen. Auf eine Tasse Tee, Kaffee und Kuchen, zum Abendessen ... was immer Sie mögen.«

Sie wollte ihm dieselbe Antwort wie dem jungen Mann im Blumenladen geben, aber ein Blick in seine blauen Augen ließ sie verstummen. Sah er nicht genauso aus wie der stolze Highland-Krieger in ihrer Fantasie? Nur das weiße Pferd fehlte. »Sehr gern«, hörte sie sich sagen, »aber ich kann erst heute Abend. Ich habe den ganzen Tag Führungen.« Sie blickte ihn fragend an. »Sie müssen doch sicher mit dem Bus zurück. Wenn ich mich recht erinnere, kommt Ihre Reisegruppe doch aus Edinburgh. Oder wohnen Sie in der Nähe?«

Wieder dieses Lächeln, das ein kribbelndes Gefühl in ihr auslöste, das sie bisher bei keinem Mann gespürt hatte. »Nein, ich komme aus der Nähe von London und hoffe, Ihr Clan ist uns Engländern nicht mehr allzu feindlich gesinnt. Aber ich bleibe gern hier, wenn ich Sie heute Abend zum Essen einladen darf. Um sechs vor der Kathedrale?«

Katie willigte ein und musste sich während der restlichen Führung dazu zwingen, ihre Aufmerksamkeit auf alle Teilnehmer zu lenken. Doch alle paar Minuten suchten ihre Augen den Blick des Mannes, von dem sie nicht einmal den Namen wusste. »In dieser Kapelle«, verkündete sie im Chapter House, »sollen sogar Tempelritter das Vaterunser gebetet haben. Nach einer Legende, und ich bin der festen Überzeugung, dass sie gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt ist, sollen einige Tempelritter in die Highlands geflohen sein, als der französische König den Templerorden zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts zerschlugen und ihre Anführer öffentlich verbrennen ließ. Ungefähr achtzig Templer unter einem Anführer, der später auf geheimnisvolle Weise verschwand, sollen Robert the Bruce in der Schlacht von Bannockburn gegen die Engländer unterstützt haben.« Sie nahm die Nachbildung eines mittelalterlichen Paternosters aus Korallenstücken und Elfenbeinkugeln von ihrem Gürtel und zeigte ihn den Besuchern. »Einen solchen Rosenkranz soll der Templer besessen haben.«

Sie band den Paternoster wieder an ihren Gürtel und führte die Teilnehmer in den Kirchturm der Kathedrale, die letzte Station ihrer Führung. Im letzten Semester auf dem College hatte sie einen Vortrag über das interessante Bauwerk gehalten, und die Sätze kamen ihr leicht über die Lippen. Doch als sie in den zweiten Stock hinaufstiegen und sie das lächelnde Gesicht des Fremden suchte, war er verschwunden. Während sie die letzten Worte ihres einstudierten Textes leicht stotternd hervorbrachte, suchte sie im Schatten der dunklen Mauern nach ihm, ohne ihn zu entdecken. Er hatte die Gruppe vorzeitig verlassen. »Vielen Dank für Ihren Besuch und weiterhin schönen Urlaub«, verabschiedete sie sich.

Ihre Augen wanderten an den Fenstern des Busses entlang, aber auch dort war sein Gesicht nicht zu sehen. Reg dich nicht auf, beruhigte sie sich, er ist früher gegangen und sucht sich ein Hotel oder eine Pension. Heute Abend um sechs wartet er vor dem Haupteingang auf dich. Sie sah, dass bereits eine neue Reisegruppe auf sie wartete, und

wollte gerade zu ihr hinübergehen, als sie an ihren Gürtel griff und feststellte, dass der Paternoster verschwunden war. Er war nur eine Nachbildung und nicht besonders wertvoll, nicht einmal die Korallen waren echt, aber sie brauchte ihn für die Führung und eilte in die Kapelle zurück, wo sie ihn verloren zu haben glaubte. Im Schein des schwachen Lichts, das durch die Fenster fiel, suchte sie den steinernen Boden ab.

Der Rosenkranz blieb verschwunden. Auch in dem schmalen Verbindungsgang zwischen dem nördlichen Säulengang und dem Turm wurde sie nicht fündig. Sie stieg in das untere Stockwerk des Turms und wartete ungeduldig, bis sich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten. Der steinerne Boden war so blank, als hätte man ihn vor wenigen Augenblicken gesäubert.

Sie wollte schon umkehren, als ein Lichtstrahl durch das schießschartenartige Fenster fiel und den eisernen Beschlag einer niedrigen Tür beleuchtete, die sie bisher nie näher betrachtet hatte. Neugierig ging sie darauf zu. Der Lichtstrahl fiel auf eine Gravur im Beschlag, die einem zufälligen Betrachter nicht einmal bei genauerem Hinsehen aufgefallen wäre. Seltsamerweise zeigte die Gravur ein ähnliches Motiv wie die Rückseite des keltischen Kreuzes im nördlichen Säulengang. Zwei undefinierbare Tiere, die mit ihren Beinen ineinander verschlungen waren. Sie fuhr mit zwei Fingern über die eingravierten Figuren und spürte eine angenehme Wärme, die ihren ganzen Körper ausfüllte und ihr einen Schauer über den Rücken trieb.

Dennoch zuckte sie zurück. Sie blieb einen Augenblick stehen und rang erschrocken nach Atem, dann wagte sie einen neuen Vorstoß. Erst jetzt bemerkte sie, dass die Tür einen Spalt offen stand. Gleißendes Licht fiel von der anderen Seite herein und zauberte einen hellen Winkel auf den Boden. Die Tür musste nach draußen führen. Eine Geheimtür, sozusagen der letzte Ausweg, wenn die feindlichen Angreifer heranstürmten. Sie wusste, dass der Turm einst als Festung gebaut worden war, bevor ihn spätere Baumeister mit der Kirche vereinigt hatten. Zögernd streckte sie die Hand aus und drückte vorsichtig gegen die Tür. Doch sie war zu schwer und klemmte. Katie musste mit der anderen Hand nachhelfen, um sie öffnen zu können. Knarrend bewegte sie sich nach innen.

Die Helligkeit der anderen Seite umfing sie wie leuchtender Nebel. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Aus ihrer ursprünglichen Neugier war ein innerer Zwang geworden, und sie lieferte sich widerstandslos den unsichtbaren Kräften aus, die sie auf die andere Seite zogen. Wie bei diesen Rückführungen, die man manchmal im Fernsehen sah und die sie immer für das Werk von Scharlatanen gehalten hatte, reiste sie in ein früheres Leben zurück. Ich habe schon einmal gelebt, dachte sie, als der Nebel immer heller wurde und sich eine neue Zeit und ein neues Leben vor ihren Augen auftaten.

An einem sonnigen Maitag des Jahres 1314 beschloss Catherine McCallum, die Burg zu verlassen und einen Ausritt zum Ufer des Loch Linnhe zu unternehmen. Sie verließ ihr Gemach, stieg die steinerne Wendeltreppe zum Burghof hinunter und ging zu den Ställen, die in einem lang gestreckten Gebäude neben dem Wachhaus untergebracht waren. Der Stallknecht, ein junger Mann mit dunklen Haaren und einem leichten Buckel, ließ die Heugabel sinken und verbeugte sich, als er die Tochter des Earls kommen sah.

»Sattle den Rappen für mich«, sagte Catherine mit befehlsgewohnter Stimme. Sie zupfte geschäftig an ihren Handschuhen. »Ich möchte ausreiten.«

Der Stallknecht blickte sie verwundert an. Er war es nicht gewohnt, dass die junge Lady allein die Burg verließ, schon gar nicht in diesen unruhigen Zeiten. Zögernd lehnte er die Heugabel an die Wand. Er wollte etwas sagen, doch Catherines strenger Blick belehrte ihn eines Besseren. »Aye, Mylady.«

Catherine beobachtete ungeduldig, wie er den edlen Rappen losband, ihm eine Decke überwarf und den mit silbernen Beschlägen verzierten Damensattel darüberlegte. Nervös schob sie ihre kapuzenartige Kopfbedeckung zurecht. Sie trug ein einfaches Obergewand aus Leinen, wie es von Angehörigen der unteren Stände getragen wurde, und einen Überwurf aus weichem Hirschleder. »Beeil dich!«, trieb sie den Stallknecht an.

Der Knecht schloss den Sattelgurt und reichte ihr mit hochrotem Gesicht die Zügel. Er wusste, dass er dafür nicht ohne Hiebe davonkommen würde. Entweder bestrafte ihn der Earl of McCallum, weil er seine Tochter aus der Burg hatte reiten lassen, oder die Lady beklagte sich über ihn, weil er ihren Befehl nicht schnell genug ausgeführt hatte. Er griff nach dem hölzernen Trittbrett, um der Tochter des Chiefs das Aufsteigen zu erleichtern.

Sie hatte kaum nach den Zügeln gegriffen, als ihr Vater über den Burghof kam. Er war ein stämmiger Mann, der seit dem Tod seiner Frau viel von seiner natürlichen Fröhlichkeit verloren hatte und seinen Schmerz über den tragischen Verlust durch Autorität und Strenge wettzumachen versuchte. Seine dunklen Augen hatten an Glanz eingebüßt, und in seine Mundwinkel hatten sich tiefe Kerben eingegraben. Er war als kompromissloser Clanführer und treuer Gefolgsmann seines Königs bekannt. Seine Tochter war ihm unersetzlich geworden, und man erzählte sich, dass er sich eher in sein Schwert stürzen als sie einem Mann zur Frau geben würde. Catherine war bereits neunzehn, und es hatte schon einige Bewerber um ihre Hand gegeben, aber ihr Vater hatte sie alle von der Burg gewiesen und verkünden lassen: »Der Ritter, der meine Tochter zur Frau bekommt, muss mit dem Herrgott im Bunde sein.«

Als der Chief bemerkte, dass Catherine im Begriff war, die Burg zu verlassen, fuhr er den Stallknecht an: »Was fällt dir ein, einfältiger Bursche? Wie kannst du zulassen, dass meine Tochter ohne Begleitung die Burg verlässt? Bist du mit Blindheit geschlagen? Weißt du nicht, dass wir in unruhigen Zeiten leben?«

»Er hat nur meinen Befehl ausgeführt, Vater«, verteidigte Catherine den

ingeschüchterten Stallknecht. »Ich bin kein Kind mehr, das du gegen die bösen Engländer beschützen musst. Ich bin auch keine Bäuerin, die sich in den Wäldern verirrt und von Räufern überfallen wird. Ich weiß mich zu wehren.«

»Du bist meine Tochter und hast zu gehorchen.«

»Ich bin erwachsen«, gab sie zurück. »Führe ich nicht deine Bücher? Nehme ich nicht die Abgabe der Bauern entgegen? Lese ich dir nicht aus der Bibel vor, wenn du abends am Feuer sitzt und dich vom Tagewerk erholst?«

»Es schickt sich nicht für eine Lady, alleine auszureiten.«

Sie wusste, dass sie mit ihrer Starrköpfigkeit nichts erreichen würde, und versuchte ihren Charme in die Waagschale zu werfen. »Versteh mich doch, Vater«, sagte sie mit einem Augenaufschlag, der einen Inquisitor hätte erweichen können. »Ich möchte doch nur ein wenig am Ufer des Lochs entlangreiten. Ich bleibe in Sichtweite der Burg. Du kannst mich vom Turm aus beobachten.«

Ihr Vater geriet ins Wanken, schüttelte aber dennoch den Kopf. »Nein, mein Kind, das kann ich nicht zulassen. Was sollen die Leute von mir denken, wenn ich dir alles durchgehen lasse?« Er erinnerte sich an den Stallknecht und funkelte ihn wütend an: »Was ist? Willst du den Herrn und seine Tochter belauschen? Verschwinde gefälligst oder es setzt zwanzig Hiebe!«

Der Stallknecht verzog sich und der Earl wandte sich wieder an seine Tochter. »Du weißt, dass wir uns im Krieg befinden. Die Engländer halten Stirling Castle, und es geht die Kunde, dass König Edward mit einer großen Armee im Anmarsch ist. Noch vor der Mittsommernacht werden sie hier sein und unseren König zum Kampf stellen.« Er seufzte verständnisvoll. »Ich weiß, wie gerne du ausreitest. Aber was ist, wenn dich eine Vorhut der Engländer erwischt? Wenn sie dich in den Kerker sperren?«

»Du weißt, dass die Engländer nicht in der Nähe sind, Vater«, widersprach Catherine. »Robert belagert ihre Burg schon seit vier Monaten, und vom englischen König und seiner Streitmacht ist weit und breit nichts zu sehen.«

Ihr Vater wollte etwas erwidern, wurde aber durch den Verwalter abgelenkt, der aufgeregt über den Burghof gelaufen kam und schnaufend von der Ankunft eines Frachtschiffes berichtete. Der Earl of McCallum vergaß den Disput mit seiner Tochter und folgte ihm zum nördlichen Wasserturm, vor dessen Zugbrücke die Schiffe anlegten. »Neues Saatgut?«, hörte sie ihn fragen.

Kaum war er verschwunden, schwang sie sich in den Sattel des Rappen. Sie hinderte den Stallknecht durch einen warnenden Blick daran, auch nur den Versuch zu machen, sie zurückzuhalten, und ritt am Wachhaus vorbei. »Öffnet das Tor!«, rief sie der Wache zu. Ihre Stimme duldet keine Widerrede.

Die Wachen erkannten die Tochter des Earls und zogen das Burgtor nach oben. Die Blicke der Männer drückten Zweifel und Verwunderung aus, als sie den Rappen antrieb und aus der Festung stürmte. Sie überquerte die hölzerne Brücke und galoppierte mit wehendem Überrock durch die Hauptstraße des angrenzenden Dorfes, vorbei an Knechten und Mägden, die hastig zur Seite sprangen, als sie die aufgebrachte Lady

erkannten. Einige Schweine und Hühner stoben vor den Hufen des Rappen davon. »Weg da!«, fuhr sie einen Bauern an, der sie nicht rechtzeitig kommen sah und den Weg versperrte.

Über ein brachliegendes Feld, das sich abseits des Dorfes erstreckte, kürzte sie zu den nahen Hügeln ab. Erst am Waldrand zügelte sie den Rappen. Sie beruhigte das nervöse Tier und rief: »Ho! Ist ja gut, mein Lieber!« Willig ließ sie ihn an den Sträuchern zupfen und setzte sich im Sattel zurecht. Sie verstand ihren Vater nicht. Obwohl sie ihn seit dem Tod der Mutter in allen geschäftlichen Belangen und sogar bei festlichen Empfängen unterstützte und in der Rolle der Burgherrin auftrat, behandelte er sie manchmal wie ein Kind. Er wimmelte alle Edelmänner ab, die es wagten, in ihre Nähe zu kommen, und hätte sie wohl am liebsten eingesperrt. »Dafür bist du noch zu jung«, pflegte er zu sagen, und ihre Einwände wischte er mit einem ungeduldigen Brummen weg. Wenn sie nicht aufbeehrte, würde sie niemals eine eigene Familie gründen können.

Sie ritt in einer langsamen Gangart weiter und blickte wehmütig auf Mulberry Castle hinab. Vier massive Wachttürme ragten an den Ecken der quadratischen Burg empor, die mit ihren meterdicken Mauern wie ein massives Bollwerk auf einer kleinen Insel stand. Ein breiter Wassergraben, abgeleitet vom vorbeifließenden River Lochy, umgab die Festung. Sie lag an der Mündung des breiten Flusses in den Loch Linnhe, eine Bucht von gewaltigen Ausmaßen, die sie auf schmerzliche Weise an die einstige Heimat im Norden erinnerte. Ein Handelsschiff und die Boote einiger Fischer ankerten vor dem großen Wassertor. Das Läuten einer Schiffsglocke schallte zu ihr herauf. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich grüne Hügel, und jenseits von Loch Linnhe ragte der schneebedeckte Gipfel des Ben Nevis empor.

Der Anblick der Schiffe erinnerte sie an das Meer. Sie hatte die unendliche Weite und den salzigen Geruch nicht vergessen und sehnte sich besonders an schönen Tagen wie diesem nach den Inseln zurück. Erst vor drei Jahren, als ihr Vater den schottischen König vor den englischen Soldaten versteckt und ihm und seinen Getreuen in einem blutigen Kampf das Leben gerettet hatte, waren sie in den Süden von Schottland gezogen. Robert the Bruce hatte den Earl of McCallum mit Mulberry Castle belohnt, einer ehemaligen Besetzung des königsfeindlichen Douglas-Clans.

Doch auf der Reise war ihre Mutter einem schrecklichen Unfall zum Opfer gefallen und trotz der raschen Hilfe eines Arztes auf qualvolle Weise gestorben. Sie hatten ihren Leichnam der Erde anvertraut, und ihr Vater hatte die Hand mit der Bibel emporgereckt und geschworen, niemals mehr eine andere Frau zu nehmen. Zum Beweis hatte er den Ring seiner Frau, in den die Worte »Wahre Liebe währt ewig« graviert waren, an seinen kleinen Finger gesteckt und ihn seitdem nicht mehr abgenommen. Catherine erinnerte sich, wie er nach der Beerdigung ihre Hand ergriffen und feierlich verkündet hatte: »Ich werde alles tun, um dir ein solches Schicksal zu ersparen, Catherine.« Er hatte diesen Schwur in die Tat umgesetzt und beschützte sie seitdem wie eine besorgte Glucke, dabei vergaß er jedoch, dass sie längst zu einer jungen Frau herangewachsen war und die Umklammerung der Burg wie eine Strafe empfand. Schon ein Ausritt wie dieser, ohne

Begleitung und losgelöst von allen Zwängen, ließ sie die Luft wie ein neues Lebenselixier einatmen.

Ungefähr eine Meile von Mulberry Castle entfernt verließ sie die Hügelkämme und lenkte den Rappen in den lichten Laubwald hinein. Hier gab es keine Straßen und Wege mehr, und ihre einzigen Begleiter waren einige bunte Vögel, die hoch oben in den Baumkronen sangen. Sie hatte keine Angst, sich im Dunkel des Waldes zu verirren, sie war oft genug auf Jagdausflügen dabei gewesen, um sich in der näheren Umgebung der Burg auszukennen. Sie würde sich sogar mit verbundenen Augen zurechtfinden, und die Bären und Wildschweine würden es nicht wagen, ihr zu nahe zu kommen. Sie hatten mehr Angst vor den Menschen als umgekehrt und nahmen schleunigst Reißaus, wenn sie auf ihrem Rappen durch das Unterholz brach. Es machte ihr Spaß, abseits der Wege durch den Wald zu streifen, und sie lachte nur, als ein tief hängender Ast ihre Kapuze nach hinten streifte und ihr honigblondes Haar freigab. Sie trug es offen wie die meisten unverheirateten Frauen, lediglich von einem durchsichtigen Schleier bedeckt, der von einem Stirnreif aus Elfenbein gehalten wurde. Die Sonne, die mühsam einen Weg durch die dichten Baumkronen fand, zauberte goldene Blitze in ihr wehendes Haar.

Sie wusste, dass sie hübsch war. Doch wenn ein Mann es wagte, ihr ein Kompliment zu machen, und ihre vollkommene Schönheit rühmte, musste sie innerlich lachen. Sie hatte immer etwas an sich auszusetzen, wenn sie in den Spiegel blickte, selbst wenn sie ihre kostbarsten Gewänder und ihren wertvollsten Schmuck für eine festliche Zusammenkunft angelegt hatte. Denn wenn man es genau nahm, war ihre Nase etwas zu stark gebogen und die Lippen waren zu voll, aber das war bisher nicht einmal ihrem Vater aufgefallen. Der Ritter des befreundeten McMillan-Clans, der vor einigen Monaten auf Mulberry Castle zu Gast gewesen war, hatte während eines Tanzfestes vor allen Leuten nur von ihren braunen Augen geschwärmt, sie seien ein Spiegel ihrer Seele und würden ihm einen Blick ins Paradies gestatten. Einen Tag später hatte der Earl of McCallum den Ritter unter einem Vorwand weggeschickt, obwohl Catherine ihrem Vater hoch und heilig versichert hatte, dass sie über die mehr als albernen Komplimente des Mannes nur gelacht habe. Tatsächlich hätte ihr Vater sich keine Sorgen machen müssen. Catherine hatte sich zwar über die Komplimente des Mannes amüsiert und sich vielleicht sogar ein bisschen geschmeichelt gefühlt, aber sie hatte von Anfang an gewusst, dass sie diesen Mann auf gar keinen Fall heiraten würde. Catherine wollte nur einen Mann heiraten, dem ihre Liebe galt, und diesen Mann hatte sie schon so oft in ihren Träumen gesehen, dass sie ihn auch im wahren Leben auf den ersten Blick erkennen würde. Er war ein großer, starker Krieger mit rabenschwarzem, glänzendem Haar und strahlend blauen Augen.

Auf einer Lichtung, ungefähr fünfzig Schritte vom Ufer eines schmalen Flusses entfernt, der weiter westlich in den Loch Linnhe mündete, griff sie ihrem Rappen erschrocken in die Zügel. Am Waldrand stand mit hängendem Zaumzeug ein Pferd. Ein Wallach von edler Gestalt und Farbe und durch breite Ledergurte an allen empfindlichen Stellen geschützt. Er schnaubte leise, als sie sich aus dem Sattel gleiten ließ und langsam auf ihn zuging. Warum sie das tat, wusste sie selbst nicht. Vielleicht lag es am tollkühnen Charakter, der

ihrem ganzen Clan nachgesagt wurde und auch auf die Frauen zutreffen sollte. Nicht umsonst zierte ihr Wappen ein angreifender Eber. Sie würde sich schon zu wehren wissen, so hoffte sie jedenfalls, wenn sie einem Engländer oder einem Ritter des verfeindeten Douglas-Clans in die Hände fiel. Denn dass dieses edle Tier einem Ritter gehören musste, stand außer Zweifel.

Sie stieß auf die Spuren des Reiters und folgte ihnen gebückt bis zum Flussufer. Als sie den Kopf wieder hob, sah sie die Unterkleider eines Mannes, ein Kettenhemd und einen weißen Umhang mit einem roten Kreuz, das an allen vier Enden gespalten war, an einem Ast hängen. Sie kletterte über die Uferböschung und erschrak fast zu Tode. Direkt vor ihr aus dem lehmgelben Fluss tauchte ein Mann auf. Er war groß, hatte rabenschwarzes Haar, strahlend blaue Augen – und er war vollkommen nackt. Er schwang mit beiden Händen ein Schwert über dem Kopf und kam drohend auf sie zu. Gerade noch rechtzeitig hielt er inne und starrte sie ungläubig an. »Mylady!«, brachte er mühsam hervor. »Ich konnte doch nicht wissen, dass Ihr eine ... Frau seid!«

Sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss, und rannte überstürzt davon. Er war es. Sie hatte ihn sofort erkannt, den Krieger aus ihren Träumen. Vor ihrem Rappen blieb sie verwirrt stehen. Normalerweise wäre sie auf ihr Pferd gesprungen und davongeritten, aber die Neugier ließ sie innehalten. Wer war dieser geheimnisvolle Fremde? Verstohlen beobachtete sie aus den Augenwinkeln, wie er nach seinen Kleidern griff. Dann schloss sie die Augen und lehnte sich gegen den Sattel ihres Pferdes. Reglos blieb sie stehen, bis sie seine Nähe spürte.

Vorsichtig öffnete sie die Augen. Diesmal war der Ritter angezogen und sein Schwert hing an seinem breiten Gürtel. Der weiße Umhang mit dem roten Tatzenkreuz über dem Herzen schmiegte sich an seinen muskulösen Körper. Auch angezogen machte er eine gute Figur. Er war größer als die meisten Männer, die sie bisher getroffen hatte, und strahlte eine Stärke und ein Selbstbewusstsein aus, wie sie nicht einmal ihr Vater besaß. Sein Gesicht wirkte auf den ersten Blick hart und verschlossen, doch dann bemerkte sie die kleinen Grübchen neben seinen Mundwinkeln und das gewinnende Lächeln in seinen Augen. Es hatte etwas Übermütiges und Jungenhaftes an sich. Sein energisches Kinn verriet Hartnäckigkeit und Entschlusskraft.

Er verbeugte sich mit übertriebener Höflichkeit und schenkte ihr ein verschmitztes Lächeln. »Verzeiht, Mylady, wenn ich Euch vorhin erschreckt habe! Es ist normalerweise nicht meine Art, einer schönen Frau wie Euch mit dem Schwert gegenüberzutreten. Ich bin Cameron Dunbar, ein treuer Diener der Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels. Ich hatte ja keine Ahnung, dass die schottischen Edelfrauen allein durch die Wälder reiten und badende Männer überraschen.« Er amüsierte sich über ihre Verlegenheit und fuhr fort: »Aber natürliche ziehe ich eine Begegnung mit Euch einem überraschenden Zusammentreffen mit einem Engländer vor.«

Sie erinnerte sich an das Gespräch ihres Vaters mit einem reisenden Mönch, der auf ihrer Burg übernachtet hatte. »Ihr seid ein Tempelritter? Ein Templer?«, rief sie und schlug sich erschrocken eine Hand vor den Mund. Der Mönch hatte von den

geheimnisvollen Rittern mit dem Tatzenkreuz erzählt. Sie vereinten die Ideale des Rittertums und des Klerus, sie hatten bis zum Fall der Stadt Akkon aufopferungsvoll in den Kreuzzügen gekämpft und waren vor sieben Jahren vom französischen König und der katholischen Kirche als Ketzer angeklagt worden. Einen Großteil der Würdenträger des Ordens hatte man auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Der Mönch hatte auch berichtet, dass die Bulle des Papstes in Schottland keine Gültigkeit hatte und dass etwas an den Gerüchten dran sein konnte, dass einige der überlebenden Templer auf die Insel geflohen waren. Mit flüsternder Stimme hatte er von geheimnisvollen Legenden berichtet, die den Templern übernatürliche Fähigkeiten zuschrieben und sie verdächtigten, die wertvollsten Heiligtümer der Christenheit in ihrem Besitz zu haben: den Heiligen Gral, aus dem Jesus Christus das letzte Abendmahl nahm, und die Bundeslade mit den Zehn Geboten. Eine weitere Legende besagte, dass sie ein riesiges Vermögen zur Seite geschafft hatten, um es vor dem Zugriff des Papstes und des französischen Königs zu bewahren.

Sie hätte den Ritter am liebsten nach diesen Geheimnissen gefragt, sagte aber nur: »Aber ... aber uns wurde die Kunde überbracht, man hätte alle Tempelritter verhaftet und eingesperrt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt.«

Sein Lächeln gefror. »Die Häscher des Papstes und des französischen Königs haben es versucht, aber einige von uns sind entkommen.« Wie er geflohen war und warum er allein unterwegs war, verriet er nicht. »Ich bin auf dem Weg zum Earl of McCallum, dem Befehlshaber von Mulberry Castle.«

»Mein Vater«, erklärte sie. »Ich bin Lady Catherine vom Clan McCallum. Wenn Ihr wollt, begleite ich Euch nach Mulberry Castle.«

Sein Lächeln kehrte zurück. »Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen, als von Euch geführt zu werden. Wir mögen ein Keuschheitsgelübde abgelegt haben, aber einer so bezaubernden Lady kann auch ein treuer Diener der Armen Ritterschaft nicht widerstehen.«

»Ein Keuschheitsgelübde?«, erschrak sie. Das konnte doch nicht sein! Der Krieger aus ihren Träumen hatte der Liebe zu einer Frau entsagt?

»Wir Templer sind Kriegermönche«, erklärte er. »Wir kämpfen wie Ritter und leben wie Mönche.« Er lächelte zaghaft. »Nun, fast wie Mönche, denn in ein Kloster einsperren lässt sich keiner von uns. Aber wir befolgen die Gelübde der Zisterzienser: Armut, Gehorsam und Keuschheit, denn nur so ist es uns möglich, unsere Aufgabe zu erfüllen und Gott gewissenhaft zu dienen. Darf ich fragen, warum Euch mein Gelübde so erschreckt?«

Sie errötete wieder. »Nein ... nein, das dürft Ihr nicht!« Sie wandte sich abrupt ab und wollte sich in den Sattel ziehen, musste aber schon nach wenigen Versuchen aufgeben. Widerwillig wandte sie sich an den Ritter um Hilfe.

»Darf ich?«, fragte er höflich. Er packte sie um die Taille, hielt sie einem Moment länger, als es schicklich war, und hob sie dann schwungvoll in den Sattel. Seine Berührung, entschlossen und doch zart, schickte einen warmen Schauer durch ihren Körper und ließ sie sanft erbeben. Ihr wurde fast ein wenig schwindlig, und sie klammerte

sich für einen Augenblick mit beiden Händen am Sattel fest, um nicht den Halt zu verlieren.

»So hat mich noch kein Mönch berührt«, gestand sie verwirrt. Das seltsame Gefühl, das sie immer noch leicht zittern ließ, erinnerte sie an das letzte Erntedankfest, bei dem sie zu viel von dem schmackhaften Wein erwischt hatte und nur mühsam in ihr Gemach gekommen war. »Sind alle Tempelritter so galant?«

Er lächelte. »Wir sind nicht aus Stein, Mylady. Auch einem treuen Diener der Armen Ritterschaft ist es gestattet, einer anmutigen Lady seine Ehre zu erweisen. Und ich muss zugeben, dass es mir große Freude bereitet, Euch behilflich sein zu können. Ihr seid eine außergewöhnliche Frau.«

»Und Ihr seid wahrlich ritterlich«, erwiderte sie. »Können wir?«

»Aye, Mylady«, gehorchte er amüsiert. Er ging zu seinem Wallach, schwang sich in den Sattel und folgte ihr durch den Wald nach Mulberry Castle.

Jacob, der Earl of McCallum, wartete bereits im Burghof, als Catherine und Cameron durch das offene Tor ritten. Die Höflichkeit gegenüber einem Gast verbot es ihm, seine Tochter wegen des unerlaubten Ausrittes zu tadeln, doch er konnte nicht umhin zu sagen: »Ich freue mich, dich in Begleitung eines gottesfürchtigen Tempelritters zu sehen, denn in jeder anderen Begleitung hätte ich mir ernsthafte Sorgen um dein Wohlergehen gemacht, Catherine.«

»Nun, auch als Tempelritter ist mir ist die außerordentliche Schönheit Eurer Tochter nicht entgangen, Mylord«, erwiderte Cameron galant. »Aber ich kann Euch versichern, dass ich ihr so höflich und respektvoll begegnet bin, wie es einer Lady gebührt.« Er schmunzelte kaum merklich, als er an die Umstände ihrer ersten Begegnung dachte. »Ich bin Cameron Dunbar, ein treuer Diener der Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels, und ich bin den weiten Weg geritten, um mit einem der bedeutendsten Führer der schottischen Clans zu sprechen.«

»Ich bin Jacob McCallum, der Earl of McCallum, und heiße Euch herzlich auf Mulberry Castle willkommen. Einer meiner Bediensteten wird Euch ein Quartier zuweisen, und ich würde mich freuen, Euch bei Einbruch der Nacht zu einem herzhaften Mahl im Großen Saal begrüßen zu können.«

»Wenn Ihr mir erlaubt, Eure Tochter in die Halle zu geleiten und neben ihr an Eurer Tafel zu sitzen, will ich gerne kommen«, erwiderte der Tempelritter.

Man sah dem Earl deutlich an, dass er es nicht schätzte, wenn ein Mann seine Tochter anhimmelte. Doch der Chief wusste, dass von einem Ritter Christi, der ein heiliges Keuschheitsgelübde abgelegt hatte, keine Gefahr drohte. »Einem Ehrenmann wie Euch will ich es gestatten.«

Der Tempelritter verbeugte sich und vertraute sich dem Diener an, der auf eine Bewegung des Chiefs aus dem Schatten des Wachhauses getreten war. Catherine beobachtete, wie Cameron aus dem Sattel stieg, die Zügel seines Wallachs dem Stallknecht reichte und dem Diener ins Wohngebäude folgte.

»Ein wahrer Edelmann«, sinnierte ihr Vater, der ihm ebenfalls mit den Blicken gefolgt war. »Du kannst von Glück sagen, einem ehrenhaften Ritter wie ihm begegnet zu sein. Es hätte auch ein Wegelagerer oder ein Engländer sein können. Ich hoffe, du lernst aus deinen Fehlern und verlässt die Burg zukünftig nur noch in Begleitung. Wir sehen uns beim Abendessen.«

Ihr Vater entfernte sich und Catherine kehrte in ihr Gemach zurück. Isabel, ihre Dienerin, hatte bereits das Bett gemacht und frische Spreu und duftende Blüten auf den Holzboden gestreut. Die Vorhänge ihres auf einem Podest stehenden Himmelbettes waren aufgezo- gen, durch die Fenster fielen Sonnenstrahlen und warfen helle Streifen auf die gemusterte Überdecke. Sie wusch sich die Hände in dem Becken, das aus einer Zisterne gespeist wurde, und legte ihren Überwurf und den Haarreif ab. Nachdenklich trat

sie ans Fenster und blickte in den Burghof hinab.

Ihre Dienerin erschien und begrüßte sie mit einem artigen Knicks. »Kann ich Euch irgendetwas bringen? Möchtet Ihr Euch umziehen, Mylady?«

»Später, Isabel«, erwiderte sie. »Lass mich bitte allein.«

»Sehr wohl.« Die Dienerin, eine ältere Frau mit wachen Augen und stets geröteten Wangen, entfernte sich lautlos. Sie kannte die Stimmungen ihrer Herrin und wusste genau, wann man sie besser allein ließ.

Auf dem Burghof herrschte reger Betrieb. Ewan McNair, einer der erfahrensten Kämpfer ihres Vaters, unterrichtete einige Jünglinge im Gebrauch von Pfeil und Bogen. Aus der Schmiede drang regelmäßiges Hämmern. Durch die offenen Fenster des Küchengebäudes war das Schimpfen des Kochs zu hören, der seine Untergebenen ungeduldig antrieb. Vor dem Wachhaus unterhielten sich einige Kämpfer.

Catherine hatte ihr ganzes Leben auf einer Burg verbracht und fand das Treiben wenig aufregend. Der wahre Grund, warum sie am Fenster stand und so angestrengt in den Burghof blickte, war ein anderer, doch das wurde ihr erst klar, als sie Cameron zu den Stallungen hinübergehen sah. Ihre Muskeln spannten sich an. Der Anblick des Tempelritters ließ ihr Herz höherschlagen. Er bewegte sich eleganter als die meisten anderen Ritter, die nur im Sattel eine gute Figur machten, zeigte ein Selbstbewusstsein, wie es nur Männer ausstrahlten, die viele Schlachten geschlagen hatten. Er hatte seine Kappe abgenommen, und sein schwarzes Haar, das ihm bis über die Ohren reichte, glänzte wie das Gefieder eines Raben.

Sie kam sich vor wie eine Dienerin, die ihrem Herrn hinterherspionierte, und trat rasch zur Seite und schmiegte sich an den leinenen Vorhang. Mit klopfendem Herzen verfolgte sie, wie er unter das Vordach des Stalles trat und mit dem buckligen Knecht sprach. Sicher gab er ihm Anweisungen für die Pflege seines Pferdes. »Ein guter Ritter kümmert sich zuerst um sein Pferd und dann um sich selbst« lautete ein bekanntes Sprichwort. Und er war bestimmt ein guter Ritter. Auch wenn sie ihn noch nicht einmal bei einem Übungskampf gesehen hatte, war sie überzeugt davon, dass er zu den tapfersten Männern seines Standes gehörte. Doch warum hatte er sich den Tempelrittern angeschlossen? War er so sehr von der Liebe zu Gott beseelt, dass er für die Befreiung des Heiligen Landes in den Krieg gezogen war? War ihm diese Liebe so wichtig, dass er dafür auf die Zuneigung einer Frau und auf eine Familie verzichtete?

Ihre linke Hand krampfte sich um den groben Stoff des Vorhangs. Sie durfte nicht auf diese Weise an einen Tempelritter denken, auch dann nicht, wenn es der Mann war, von dem sie seit Jahren träumte. Es kam einer Sünde gleich, einen Mann zu begehren, der ewige Keuschheit geschworen hatte. Dennoch rührte sie sich nicht von der Stelle. Wie gebannt stand sie am Fenster und wartete darauf, dass er wieder in den Burghof trat. Als sie dann endlich seinen weißen Umhang mit dem roten Kreuz erneut im Licht der tief stehenden Sonne leuchten sah, machte ihr Herz einen solchen Sprung, dass sie beinahe denselben Schwindel verspürte wie nach seiner Berührung im Wald.

Als er neben dem Brunnen stehen blieb und sich einen Schluck Wasser reichen ließ,

blickte er für einen Moment in ihre Richtung, und sie hatte das untrügliche Gefühl, dass er sie sehen konnte. Sie glaubte sogar, ein wissendes Lächeln auf seinem Gesicht zu entdecken. Doch anstatt zurückzuweichen, blieb sie stehen und erwiderte seinen Blick. Selbst auf die Entfernung erkannte sie das intensive Blau seiner Augen. Dann war der Moment vorbei, er legte die leere Kelle auf den Brunnenrand und ging langsam weiter.

Nachdem er aus ihrem Blickfeld verschwunden war, wandte sie sich ab und starrte minutenlang auf die gegenüberliegende Wand. Die kunstvollen Blumenmuster auf dem nackten Fels verschwammen vor ihren Augen. Sie tastete sich zum Bett und hielt sich mit beiden Händen an einem Pfosten fest. Als sie wieder klar sehen konnte, ging sie zu dem steinernen Becken und spritzte sich kühles Wasser ins Gesicht. Die Tränen vermischten sich mit dem Wasser, und sie ballte die Hände verzweifelt zu Fäusten. Was war bloß in sie gefahren, dass sie wegen eines Kriegermönchs, den sie kaum kannte, so die Nerven verlor? Sie trocknete ihr Gesicht und beschloss, ihre sündigen Gedanken zu beichten, noch bevor sie Cameron am Vespertisch wiedersah.

Entschlossen stieg sie zu der kleinen Kapelle hinunter, die gleich neben dem Wohngebäude lag. Sie öffnete die Tür und schlüpfte in den kleinen Raum. Bevor die Abendandacht begann, war die Kapelle meistens leer, und sie wollte allein sein, wenn sie ihre Gedanken reinigte. Sie schlug das Kreuz und ging zwischen den beiden Bankreihen zum Altar. Dort kniete sie nieder. Mit einem leise gesprochenen Vaterunser begann sie die Zwiesprache mit Gott.

Während ihr entschlossenes »Amen!« zwischen den groben Felswänden verhallte, richtete sie ihre Augen zu dem massiven Steinkreuz über dem Altar empor. Sie war eine treue Anhängerin des Christentums. Sie vertraute der Gnade des christlichen Gottes, war dankbar für die Opfer, die sein Sohn auf sich genommen hatte, um die Menschheit vor ewiger Verdammnis zu retten. Den fanatischen Predigern, die ihn für einen strengen Gott hielten und mit dem Fegefeuer und der Hölle drohten, glaubte sie nicht. Selbst Menschen, die sich versündigt hatten, nahm Gott in sein Himmelreich auf, so stand es in der Heiligen Schrift. Er war mächtiger als die Götter und Geister, die ihre keltischen Vorfahren verehrt hatten und vor denen selbst ihr Vater und einige seiner Vertrauten noch einen Kniefall machten, wenn sie sich unbeobachtet glaubten.

»Verzeih mir, wenn ich sündige Gedanken gehabt habe«, flüsterte sie. »Ich weiß, dass es sich nicht ziemt, auf diese Weise an einen Ritter Christi zu denken. Ich schäme mich für meine unkeuschen Gedanken.« Sie starrte eine Weile auf das Steinkreuz, als wartete sie darauf, Gott aus dem Halbdunkel treten zu sehen, und senkte den Blick. Lediglich der Klang ihrer Stimme, der sich als schwaches Echo in dem höhlenartigen Gewölbe verflüchtigte, war zu hören. Die Tür der Kapelle war verschlossen und von draußen drang nicht der geringste Laut herein. Es war gespenstisch still.

»Warum führst du mich in Versuchung, o Herr? Warum schickst du mir einen Mann, der allein mit seinem Lächeln meine Seele berührt? Einen Mann, der Gedanken und Gefühle in mir weckt, die ich bisher nicht gekannt habe? Willst du mich auf die Probe stellen?«

Hinter ihr klappte die Tür und sie fuhr erschrocken herum. Cameron betrat die Kapelle.